

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 47

Artikel: Sie wartet...
Autor: Fröhlich, Hanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643398>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von der Grenzbesetzung 1870/71: Fahrende Batterie auf dem Marsche durch ein Dorf.

verkauft und verfohelt getragen, wahrscheinlich weil sie annahmen, die Schweizer werden schon für neue sorgen.“

Der Tornister barg Zwieback und Kaffee, Reis, Zucker und Salz. Aufgeschnallt ist frisches Rindfleisch und dürrer Speck. Die Fouragegarne der Kavallerie sind mit duftendem Heu gefüllt. Endlose Wagenkolonnen mit Mehl und Hafer fahren mit. Proviant und Munition wurden massenhaft mitgeführt. Einer Herde Schlachtvieh mußte die Grenze verschlossen bleiben. Große Mengen von allerhand Kriegsbedarf hat der bei Auberjon entwaffnete Armeeteil auf der Straßensteigung gegen Les Fourgs abgeladen, oder ganz im Stiche gelassen. Die in Verrieres geordnet einrückenden Linienregimenter und ein Teil der Artillerie waren gehörig mit Lebensmitteln versehen.

Viele hunderte für die Ostarmee bestimmte Wagenladungen von Lebensmitteln verfielen den Deutschen als willkommene Beute. Kurz, die Ostarmee war mindestens zum Teil gut verpflegt.

Allerdings waren einzelne Truppenabteilungen schon bei Besançon und seither aus Rand und Band gegangen. Ihre Herren Offiziere fanden es zu kalt, mit den Soldaten im Schnee und Eis zu bivouakieren, und suchten Unterkunft in bewohnten Häusern. Dieses Beispiel zog auch die Soldaten nach, und die Auflösung war da. Ihre regelrechte Verpflegung hatten solche „Banden“ selbst unmöglich gemacht. Sie raubten wo es zu plündern gab, und erschwerten

sehr durch ihr Marodieren die Verpflegung der geordnet gebliebenen Korps.

Auch der Sold ist der Ostarmee regelmäßig ausbezahlt worden, unserem Teil am Tage des Uebertrittes. Damit glaubten viele Offiziere, welche ihre Soldaten bis jetzt beisammen gehalten hatten, ihre Pflichten gegen sie erfüllt zu haben, und ließen sie laufen. So begann auch bei diesen Truppenkörpern die Auflösung unmittelbar vor dem Uebertreten.

Welch' umfassende Fürsorge der Verwaltung also für diese Armee im äußersten Osten Frankreichs zu einer Zeit, in welcher, nach den schauerlichen Verlusten des letzten Sommers, die Hauptstadt längst vom Feinde umzingelt, die Hauptverkehrswege abgeschlossen waren, die noch bestehenden metertief im Schnee lagen und die Kälte riesig war; bei einer Armee, welche, bei schrecklicher Kälte die Nächte im Freien zubringend, vor Belfort drei Tage lang tapfer gekämpft, von der Lifaine nach Besançon, von Besançon nach Pontarlier, von Pontarlier an die Schweizergrenze marschiert war, und deren Nachhut bei La Cluse noch während des 1. Februar die sieggewohnten Deutschen mit blutigen Köpfen zurückgewiesen hat. Fürwahr! erstaunt und mit hoher Achtung mußte man auf die Ostarmee — noch in ihrer Auflösung — hinblicken, bewundern die Tatkraft der jungen französischen Republik und ihres genialen Kopfes Gambetta!“ (Schluß folgt.)

Sie wartet . . .

Als sie auszogen, ihre geliebten Jungen, in den unfeligen, den blutigen Krieg, hat ein Sonnenstrahl jene Zweige vergoldet, die jetzt schmutzig-braun, ihres Schmuckes beraubt,

niederhängen auf die schmale kleine Straße, die nach dem Bahnhof führt. — Alles mahnt heute an die Vergänglichkeit, ans Sterben — und das Laub, welches damals jene

Bäume schmückte in prangender Frische, es liegt nun verweht an der Erde, ein Spiel der Winde, die da kommen und gehen . . . Und dennoch suchen ihre müden Blicke immer wieder die kleine Straße auf. Dort unter den überhängenden Ästen des Baumes sah sie die Umrisse der geliebten Gestalten entschwinden, damals. Sie grüßten nicht herauf wie einst in frohen Tagen, wo freudig geschwenkte Hüte und jugendfrische Stimmen ihr schon von weitem anzukünden pflegten: „Mutter, wir sind da.“ — Sie hatte gebeten darum: „Schaut nicht zurück — es würde mir das Herz zerreißen.“ — Und sie haben Wort gehalten und sind mit fliegenden Schritten dort vorübergeeilt, wo der Mutter Blicke sie noch treffen konnten. — „Wozu die Qual des Abschieds verlängern?“ So hatten sie zu einander gesagt, damals — und heute will es ihr scheinen, sie habe sich selbst damit beraubt — es wäre doch noch ein Gruß gewesen, ein letzter Blick von ihren Kindern, die sie nun vielleicht nie mehr sieht. — Sie nicht mehr — nie mehr wiedersehen!

So oft ihre Gedanken bis zu diesem Punkt gelangen, so schaudert sie, das Herz droht ihr stille zu stehen, und sie vermag das Ungeheuerliche nicht zu Ende denken . . . Tot — starr und kalt ihre geliebten Jungen! die, wie oft in jugendlichem Ungefühle sie umhasteten: „O Mutter! liebe! — die soll sie hergeben an diesen häßlichen, männermordenden Krieg, von dem sie nie etwas gewollt! wer kann das verlangen? Nein, lieber noch will sie warten — warten wie bisher — Bangen und Angst und doch auch ein schwaches Hoffnungsfünkchen im Herzen! — will die's weiter nähren wie bisher, vielleicht daß doch das Schicksal — ein Einsehen . . . O wie lange hat es gedauert, bis der erste Gruß ihr Kunde brachte, daß sie noch leben und gesund sind, aber müde — ach, so müde!

Nun, seit sie in Frankreich stehen und jeden Zoll breit Boden erringen und erkämpfen müssen, da kommen die

Liebeszeichen immer seltener geflogen, und was ankommt, ist von Erde beschmutzt, zernittert und fast unleserlich — aber es trägt doch die geliebten Schriftzüge, man kann es heimlich streicheln — es kommt doch von den Jungen! — Was hilft's, wenn ihr der Verstand immer wieder sagt: „Du teilst das selbe Los mit Tausenden von Müttern“ — dann kommt das Herz, lehnt sich energisch dagegen auf: „Ist das wirklich das selbe — sind jene Tausende so lieb und gut und brav? Es sind eben nicht meine Jungen.“ —

Gegen diese Logik anzukämpfen ist umsonst, der Verstand gibt es schließlich auf — aber auch das Herz läßt ihr nicht Ruhe: „Wie, wenn nun in all der langen Zeit bis solch ein Feldpostbrief dich erreicht, die Hände, die ihn für dich niederschrieben, längst erstarrten — wenn fremde Erde die letzten Seufzer deiner geliebten Kinder empfing?“ Und das törichte Mutterherz bringt es fertig, sich nicht mehr zu freuen über den heißersehnten Gruß, und wenn nach langem qualvollem Warten der Briefbote wieder nichts brachte — dann jubelt es verstohlen auf: „Und es ist doch nichts Schlimmes, noch leben sie, noch darf ich hoffen! Noch brachte keine Post mir das Furchtbare — das Allerlezte — jene schwarze Erkennungszeichen! . . . Und die Wochen reihen sich zu Monaten — und unterdessen fliegen die Bäckchen hinaus ins Feld aus dem stillen Stübchen — alle bergen sie warme Sachen, so viel ihre fleißigen Finger nur zu stricken vermögen — beneht von mancher heimlichen Träne und jede Masche ein Gebet . . . Und wenn sie reden könnten, alle die vielen tausend Maschen — sie vermöchten doch nur das Eine zu sagen, was die bleichen Lippen immer wieder geflüstert, über sie gebeugt: „O kommt mir wieder — heil und gesund! meine Jungen.“

Die Mutter aber sitzt noch immer am Fenster und wartet. — — lieblosend fast gleiten ihre Blicke über die kleine Straße unter den Bäumen — ob sie doch einst wiederkommen werden, von dorthier — meine geliebten Jungen! Sie wartet . . .

Hanna Fröhlich.

An den frühen Winter.

En Boß i tue! G'schau, het's nit g'schneit?
Bis fast uf d'Allmit ahe.
Chum het der Summer Adie g'seit,
Chunnt scho der Winter nahe.

No gester sövel schön u heiß,
As wett der Summer blybe.
Hüt chunnt der Winter, brummet eis,
U chuchet is a d'Schnebe.

Ja wolle! no nit Michels-Tag
U chunnt uf söldi Gattig!
Es ist bi Bott no ebe d'Frag,
Steit seligs i der Prattig.

G'schau, da steit wäger nüt vo Schnee!
Was sy de das für Streiche?
Gilt öppe d'Prattig nimme meh?
Cha si dir's nimme breiche?

Mad's us mit ihre, we de witt,
Wer da söll Meister blybe.
Doch g'hörst! Mit üs bruchst ebe nit
E söldi Afueg z'trybe.

Denk o, was wird die armi Waar
Uf üsne Berge säge?
Du chunnt ne wäger z'frün derhar.
Mi duret's ihretwäge.

Chrut, Chabis, Rüebe-n=, all's ist d'uß,
D'Herdpöfel sy nit grabe,
U-n=allem z'Troß u zum Verdruß
Schneist du-n=is drüber abe.

Du g'schändist alles wyt u breit,
U lachst gar no d'rüber.
I wett — hal hätt' i neuis g'seit!
Los Winter — pad di lieber!

Aus „Volkslieder und Gedichte“ von G. J. Kuhn.